

PROLOG. AM ENDE

Manche großen Dinge sind erschreckend einfach. Man kann beispielsweise an einem Tisch sitzen und einfach darauf warten, dass ein Anderer hereinkommt und ihm beim Anblick dessen, was er sieht, buchstäblich die Liebe aus den Augen weicht. Und zwar nicht irgendeine Liebe, sondern die große, die seltene eine, die einen über die Jahre schon viel gekostet hat. Und genau das wird wahrscheinlich in den nächsten Stunden geschehen.

Nach ihm wird es keinen anderen Mann für mich geben. Das war mir schon damals klar, als ich ihn das erste Mal im Hörsaal entdeckte. Gut, das ist übertrieben. Vielleicht erst, nachdem er zurückgesehen hat.

Auf den ersten Blick erinnerte er mich an einen schottischen Krieger, wie Rob Roy oder William Wallace in *Brave Heart*. Langer Zopf, leicht hinkend wie nach einem Kampf. Er war ernst, als beschäftigten ihn die ganze Zeit wichtige Dinge, gleichzeitig war er zu einem schnellen Lächeln bereit, im Vorübergehen. Er hatte schon immer dieses Charisma, das andere magnetisch anzog, allein war er nie. Deshalb hat es auch lange gedauert, bis ich verstanden habe, dass die Gesellschaft anderer ihn zuweilen quält, dass sie sich für ihn manchmal wie ein Gefängnis anfühlt, aus dem er hin und wieder seine Fluchten braucht.

Er ist außergewöhnlich schön – und ich meine nicht nur sein Äußeres –, hat daneben aber auch seine Wunden und Narben, genau wie ich. Zusammen konnten wir nur sein, weil wir bestimmte Absprachen und Vereinbarungen getroffen hatten. Von denen ich die wichtigste und heiligste zwischen uns jetzt wohlgermerkt breche.

Warum ich mich dafür entscheide – und das bei vollem Bewusstsein und obwohl er die einzige große Liebe meines Leben bleiben wird? Das Wort Entscheidung kommt nebenbei von Scheiden, mit anderen Worten sich trennen, verlieren –, warum also noch gleich? Weil ich mich zuvor jahrelang geirrt hatte. Über ihn und über mich. Die Wahrheit sprang mich sozusagen erst heute an. Und die geht in aller Kürze so, dass das, was man am meisten fürchtet, leider auch oft genau das ist, was man am dringendsten im Leben braucht. Und darum schuldet man es dem, den man liebt zuweilen, ihn in das Auge seiner Ängste zu führen. Genau das, was ich heute vorhabe.

Es ist also beschlossen. Ich werde ihn entsetzen und auch enttäuschen. Enttäuschung bedeutet nebenbei das Aufheben einer Täuschung, ist unterm Strich also etwas Gutes, auch wenn es sich im betreffenden Moment selbst nie danach anfühlt. Es liegt viel Weisheit in der Sprache. Kein Wunder, dass die Wenigsten hinhören.

Ich sitze in meiner neuen Küche. Schon immer habe ich mir ein wirkliches Zuhause, ein eigenes Haus gewünscht. Und mir nicht träumen lassen, dass es einmal der schlimmste Augenblick meines Lebens werden würde, dieses dann endlich in Besitz zu nehmen. Aber vielleicht ist es auch noch längst nicht der schlimmste Augenblick meines Lebens, kein Grund, optimistisch zu werden, noch bin ich ja nicht tot.

Hier sitze ich also an diesem meinen neuen Tisch, von dem ich wünschte, dass er mir nicht gehörte, und warte. Ich habe es immer gehasst, auf ihn zu warten. Nie

wieder auf ihn zu warten geht genau genommen über meinen Verstand, es sprengt meine Vorstellungskraft.

Ich beschließe aber, dass ich dafür bereit bin. Dass wir es beide es sein müssen.

Ich male mit dem Finger lauter kleine Raben auf die Tischplatte.

DAS ERSTE BEGRÄBNIS

Meine Oma sagte immer, ich sei wie zu heißes Essen, du pustest drauf, nimmst einen Bissen und verbrennst dir das Maul bis runter ins Mark. Lehrer haben früher geschrieben, ich sei von cholerischem Temperament, viel zu konfliktbereit. Statt mit Steinen bewarfen sie mich mit Verweisen und Tadeln. Leider hat sich an meinem Temperament seither wenig verändert.

Auch jetzt kochte es in mir immer höher, je länger ich dort in der Kälte stand und dem abgegriffensten aller Sermonen folgen musste: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele. Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen ...“

Kaum gab es ein Begräbnis, bestand die Bibel anscheinend nur noch aus dem dreiundzwanzigsten Psalm. Dass der Priester sich aber auch nicht schämte, so wenig Originalität an den Tag zu legen! Dazu kam, dass mich schon der Anfang der Trauerrede in Rage gebracht hatte. Dieser ging: „Wir betrauern Annegret Mohr als aufmerksame Tochter und zärtliche alleinerziehende Mutter, als Künstlerin, die in der Blüte ihrer Jahre von uns genommen wurde.“ In diesem Satz stimmte bis auf den Namen meiner Mutter so ziemlich gar nichts und dass den Priester für seine Verbreitung infamer Lügen kein spontaner Blitz traf, war eigentlich der schlagende Beweis dafür, dass es keinen Gott gab. Denn in Wahrheit hatte meine Erzeugerin ihre Aufmerksamkeit einzig darauf gerichtet, Oma und mich zu meiden, so gut es ging, seit sie als Halbwüchsige von zu Hause weggelaufen war. Und ihre Zärtlichkeit mir gegenüber bestand darin, mich tagelang allein zu lassen, kaum, dass ich meiner Windel entwachsen war. Wie hätte ich auch mit den zwielichtigen Bars und windigen Spelunken mithalten können, wo sie sich lieber mit einer Gitarre in der einen und einer Bierflasche in der anderen Hand produzierte, statt sich um ihr Kleinkind zu kümmern?

Doch der Priester war noch lange nicht fertig, in seiner Rede ging es jetzt stracks wieder zu den All-Time-Favorites für Begräbnisse zurück: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein ...“

Eingeschenkt hatte sie sich tatsächlich, hier fand sich sogar ein Quäntchen Wahrheit. Nur dass sie sich, präziser, ins Grab gesoffen hatte. Und wenn es so etwas wie Gerechtigkeit gab, dann sollte sie für immer im finsternen Tal wandern, so wie sie dafür gesorgt hatte, dass ich ganze Jahre in Einsamkeit und Dunkelheit auf sie gewartet hatte, als ich sie am meisten gebraucht hätte. Bis sie mich dann ganz verließ. Ich schlang die Arme um mich, um mich gegen die Kälte zu schützen, die inzwischen mit einem eisigen Maul nach mir schnappte. Endlich kam der Pfaffe zum Ende. Er verabschiedete sich hastig und eilte davon, mit krähenartig flatterndem Talar im beißenden Wind.

„Endlich!“, ich stieß den Atem in einer Wolke aus. Wäre nicht Oma Thilde, hätte ich schon bei seinem ersten Satz den ganzen Friedhof zusammengebrüllt. Aber

Mutter konnte es nicht mehr hören und Oma Thilde hatte es nicht verdient. „Die Schlampe ist endlich in der Grube. Jetzt lasst uns gehen, der Tag ist eh gelaufen.“

Alle drei übrigen Trauergäste drehten sich nach mir um.

Kasia zupfte mich mit einem Blick zu Oma Thilde am Ärmel. Deren Gesicht nahm sich gerade ähnlich starr aus wie die der steinernen Engel um uns herum. Ich zuckte mit den Schultern. „Was? Sie ist vor neunzehn Jahren abgehauen. Wollen wir ihr posthum einen Orden dafür verleihen? Aufmerksame Tochter und Mutter? Leck mich ...“ Eine Windbö riss mir das Satzende aus dem Mund.

Kasia zog stärker an meinem Ärmel. Sie hatte recht. Beerdigungen waren nicht für die Toten. Sie waren für die Hinterbliebenen. In dem Fall für Oma Thilde. Ich sollte mich auf dem Begräbnis ihrer Tochter nicht so aufführen. Ich starrte auf den Sarg hinunter. Es war das einfachste Modell und dennoch erstaunlich teuer.

„Elli“, Kasias Arm legte sich um mich. „Man soll nicht schlecht von den Toten sprechen. Sie liebte dich auf ihre Art und für sie war es sicher auch schwer.“ Das erste Mal seit langer Zeit fielen mir die harten Rs in Kasias Aussprache wieder auf. Sie war in Polen geboren und ihr Name, die Koseform von Katarzyna, sprach sich Kascha aus, nur dass das Sch nicht mit der Zungenspitze am Gaumen erzeugt wurde, sondern mit der Zungenmitte. Das brachte einen eigentümlich weichen, zischenden Laut hervor, den Gwen und ich erst nach Jahren gemeistert hatten.

Ich schüttelte sie ab. „Annegret Mohr liebte gerade mal sich selbst. Aber ihr bekommt schon ganz glasige Augen, wenn euch das Wort ‚Familie‘ auch nur anweht.“

„Wer *ihr*?“ Gwen klang milde interessiert. Sie stand in anthrazitfarbene Wolle gehüllt zu meiner anderen Seite, die Hände in einem silbernen Pelzmuff, selbst im beißenden Wind nicht rotnasig wie der Rest von uns, sondern makellos und kühl. Kaum zu fassen, dass sie früher das hässlichste Kind der ganzen fünften Klasse gewesen war.

„Die Polen“, antwortete ich. „Wer sonst. Und Kasia allen voran. Aber nicht jede Mutter taugt auch für den Job. Und meine war nun mal ein Fl–“

„Als Anstand verteilt wurde, hättest du ein einziges Mal lauter Hier schreien sollen. Pfui, so das eigene Nest zu beschmutzen!“ Es war das erste Mal, dass Oma Thilde heute aus ihrer Erstarrung erwachte. Sie fixierte mich mit ihrem einen guten Auge. „Die Wut, die du immer am Leib hast. Ich hab dich so nicht erzogen.“

Ja, ja, richtig. Wie oft hatte ich das schon gehört. Ich war aufgebracht, ärgerlich, auffahrend, bissig, cholerisch, dramatisch, erbost, heftig, jähzornig – und immer so weiter. Ich persönlich bevorzugte explosiv, weil es wertfrei war. Eine Mine ging schließlich auch nur hoch, weil es in ihrer Natur lag. An altmodischen Bezeichnungen mochte ich auch garstig oder rabiat. Siedend war auch in Ordnung. Zutreffend war bei mir wohl auch verbittert – auch wenn ich das nicht allzu gern zugab. Allergisch aber reagierte ich auf hitzig oder hysterisch. Interessant ist nebenbei, wie viele Umschreibungen für Wut mit un- anfangen. Als wäre der Normalzustand des Geistes ein positiver und als hätte erst die Umkehrung etwas mit Wut zu tun, wie bei ungehalten oder unleidlich. Tatsache ist aber, dass ich schon so lange zornig war, dass ich mich nicht mehr erinnern kann, ob es je anders war.

„Elise ist nur traurig“, verteidigte mich Kasia jetzt, wie sie es immer tat. „Eben weil es ihre Mutter war, das verstehen Sie bestimmt.“

Oma, noch immer eine große, stämmige Frau, sah auf den Sarg hinunter und umklammerte mit weißen Fingern ihre abgeriebene Handtasche. Sie hatte sich mit ihrem Aufzug viel Mühe gegeben, dennoch klumpten ihr Puder, ihre getuschten Wimpern klebten wie Fliegenbeinchen zusammen und ihre Wollstrumpfhose warf Falten. Sie hatte sich zwar noch nie wohlwollend über ihre einzige Tochter geäußert – meine Mutter war nie diejenige, die sie sich als Tochter gewünscht hätte –, aber dass sie noch vor ihr sterben könnte, hatte der alte Wetzstein ganz sicher nicht vorgesehen. Seit vor drei Tagen der Anruf kam, hatte sie kaum etwas gesagt, erst heute über der Grube hatte sie wie mechanisch die Gebete mitgemurmelt, ‚Amen‘ an den richtigen Stellen gesagt und am Ende des Sermons eine erfrorene Primel auf den Sarg geworfen. Und da stand sie nun, zu sehr sie selbst, um Trost geben oder annehmen zu können, jetzt blieb ihr nur noch das Schweigen.

Ich fröstelte unter meiner Jacke. Sie war schwarz, wie von Oma gefordert, dafür aber viel zu dünn für die Kälte. Warm legte sich jetzt dagegen wieder Kasias Arm um meine Schultern. Wortlos standen wir über der Grube. Über uns spreizte ein überlebensgroßer Steinengel seine Flügel. Obwohl es mitten am Tag war, lag der alte Teil des Friedhofs im Zwielflicht. Nur hier und da flackerten verstreut ein paar Grablichter. Zu unseren Füßen stand ein Eimer mit blassrosa Primeln, von denen nur drei auf dem Sarg gelandet waren. Keine aus meiner Hand. Frierend zog ich wieder die Schultern hoch.

Kasia drückte mich noch fester. „Deine Mutter wandert jetzt weite Wege und bereitet dir die Halle.“

Gwen und ich tauschten einen Blick. Kasia hatte vor Urzeiten die alten Germanen für sich entdeckt und mittlerweile alles über sie gelesen, was es zu lesen gab. Und leider gab sie seither auch im täglichen Leben ständig urgermanische Weisheiten von sich. Mit harten Rs. Aber wen die Götter liebten.

„Sie soll zur Hölle wandern“, murmelte ich beiläufig.

Oma Thilde presste die Lippen zusammen. Bevor sie noch einmal auffahren konnte, nahm Gwen sie beim Arm und führte sie in Richtung Tor, wo ein Taxi auf sie wartete. Wir drei würden mit Gwens Auto nachkommen, das woanders geparkt stand. So würde Oma Thilde Zeit genug bleiben, das tags zuvor vorgekochte Essen aufzuwärmen. Den Leichenschmaus in einem Restaurant abzuhalten, wäre undenkbar gewesen. Es war ja nirgendwo so gut wie zu Hause – und außerdem hatte man das auch noch nie anders gemacht.

Bevor ich Kasia aufhalten konnte, hatte sie alle Primeln feierlich über den Sarg gestreut. „Es sind doch ihre“, sie lächelte und ließ die Augen über die alten bröckeligen Engel schweifen. „Was für ein schöner Ort für ein Grab. So verschwenderisch und düster. Früher legte man ohnehin mehr Wert auf Symbole. Die Wikinger öffneten sogar eine Wand für den Toten, um ihn aus dem Haus zu tragen.“

„Und wozu sollte das gut sein?“

„Wenn der Tote aus dem Haus und beerdigt oder verbrannt war, verschlossen sie die Wand wieder. Auf diese Weise fanden Wiedergänger nicht mehr zurück hinein, um die Hinterbliebenen heimzusuchen.“

„Aber dann war es doch wohl eher pragmatisch gemeint als alles andere, oder?“
Schlecht war die Idee aber nicht.

Gwen kam mit wiegenden Schritten auf ihren hohen Absätzen vom Tor zurück. „Es gab keinen Parkplatz in der Nähe. Wir müssen leider ein ganzes Stück über den Friedhof laufen.“

„Oh, fein“, hauchte Kasia. „Das Licht ist heute so besonders.“

Im Gänsemarsch wankten wir über den noch gefrorenen schmalen Pfad zu einem der Hauptwege. Gwen vorneweg, groß und schlank, Kasia in der Mitte, in ihren drei selbstgestrickten Schals, der wulstigen Mütze und dem braunen wattierten Mantel wie ein Michelin-Männchen, ich hintendrein.

Kasia, warf mir im Gehen einen Blick über die Schulter zu. „Als du anriefst, warst du so aufgeregt. War es wegen dem Begräbnis?“

„Nix gut Deutsch, Kasia, nä?“, korrigierte ich mechanisch. „Wegen *des Begräbnisses* heißt das.“ Ihr Deutsch war perfekt und wären nicht die Rs, würde niemand darauf kommen, dass sie mit sechs aus Schlesien nach Deutschland gekommen war. Aber Gwen und ich behaupteten natürlich gern das Gegenteil.

„Genau“, beantwortete ich dann endlich ihre Frage. „Deswegen.“ Was nicht stimmte. Doch jetzt, noch immer von all den trauernden, frierenden Steinen umgeben, schien es mir unpassend, von Hoffnungen auf etwas Neues zu reden. Und auch das sah meiner Mutter wieder einmal ähnlich: Ich begegnete endlich jemandem und konnte nicht einmal ohne schlechtes Gewissen daran denken! Es war ganz erstaunlich, wie sie es immerzu schaffte, alles, was mir wichtig war, zu schmälern. Nicht dass es je anders gewesen wäre, sie war schon immer das große Un- in meinem Leben gewesen, die ultimative Negation. Da nahm es kein Wunder, dass selbst ihr Tod entsprechend getimt war: sie schaffte es selbst, ihr Ende dazu zu nutzen, um mir einen anderen Anfang zu verleiden.

Mir war schon klar, dass ich krank reagierte, dass man als Tochter so nicht fühlte, aber ich konnte dennoch nicht aus meiner Haut. Mir auf die Lippen beißend wandte ich mich an die schlanke Gestalt vor mir. „Ich bin nicht normal, Gwen, oder?“

Sie zuckte mit den Schultern, ohne sich umzudrehen. „Was ist schon normal?“

„Du weißt genau, was ich meine.“

Sie wandte kurz den Kopf. „Euer Verhältnis war nicht, wie es hätte sein sollen, also musst du dich auch nicht zwingen, zu fühlen, was andere fühlen würden. Lass einfach gut sein.“

Ich fühlte mich unwillkürlich nicht mehr ganz so schlecht. Gwen hatte immerhin ein Vordiplom in Psychologie.

„Herz, nimm Abschied und gesunde“, steuerte auch Kasia bei.

„Also gut. Dann gibt es da tatsächlich noch was.“ Nur wie davon anfangen? Es war so wenig geschehen, dass es kaum etwas darüber zu sagen gab – und *doch*. Wenn aus dem Wenigen mehr werden würde, wäre es eine Revolution, es würde alles verändern.

„Du hast jemanden kennengelernt!“, jubelte Kasia, bevor ich mich sortiert hatte.

Gwen war verhaltener. „Wo?“

Ich räusperte mich. „Es gibt noch kaum was zu erzählen. Er hat mich nur gefragt, ob wir die nächste Präsentation zusammen vorbereiten könnten.“

Das war vor drei Tagen gewesen. Bei einer Einführungsveranstaltung des Architekturstudiums, das ich gerade begonnen hatte. Jeder Student aus der Gruppe hatte eine Präsentation zu dem Bauwerk gehalten, das uns zu dem Studium inspiriert hatte. Keine Ahnung, worüber die anderen gesprochen hatten, doch ich würde wahrscheinlich bis zum Ende meines Lebens nicht vergessen, dass die Teynkirche in Prag ein Beispiel der Gotik war und dass ihre beiden Türme Adam und Eva genannt wurden – Adam war der größere und beschattete somit Eva im Sommer, die man so früher als eine Art natürlichen Külschrank genutzt hatte. Doch noch weniger als diese Fakten würde ich ihn vergessen. Er sah gut aus. Sehr gut sogar. Auf eine raue Art, mit langen dunklen Haaren, die er mit einem Lederband zusammengebunden trug. Er hatte ein schmales, markantes Gesicht und dunkel eingefasste, braune Augen. Vor ein paar Jahren hätte ich mir eingebildet, dass nur mir auffiel, wie attraktiv er war. Aber das war natürlich völliger Schwachsinn; so ziemlich jedes Mädels im Raum hing an seinen Lippen, als er vollkommen unaufgeregt und ruhig die baulichen Details erklärte und dazu hochglänzende selbst geschossene Schwarzweißbilder zeigte, die er zuvor auf schwarze Pappe gezogen hatte.

Unzusammenhängend gab ich meine wertvollen Informationen preis.

„Wie heißt er?“, drängte Kasia.

„Wieland. Wieland Grimm.“

„Ein Name wie aus dem Märchen!“

„Jetzt bleib mal auf dem Teppich.“

„Und warum hat er ausgerechnet dich gefragt?“, forschte Gwen.

„Ich weiß nicht.“

„Ich weiß nicht‘ bedeutet in der Regel ‚ich will es dir nicht sagen‘.“ Sie drehte sich zu mir um. Manchmal konnte man Gwen nur hassen.

„Ich ... ich denke, weil ich meine Meinung frei geäußert habe.“

Sie stöhnten im Chor auf.

„Du bist ausfallend geworden? Vor ihm?“ Kasia sah sich zu mir um und verzog schmerzlich das Gesicht.

„Aber doch nicht *ihm* gegenüber. Gott. Euch muss man aber auch alles haarklein auseinandersetzen. Ich habe meine Präsentation über das Gutshaus gehalten –“

„Doch nicht etwa das alte Ding, in dem die Bibliothek mal war?“

„Doch, Gwenie, genau das. Und – ja –, meine Präsentation hat weder den Professor noch die anderen vom Hocker gehauen.“

Wir erreichten einen breiteren Weg und konnten endlich nebeneinander gehen.

„Und jemand hat sich darüber gewundert, wie man im Rahmen eines Architekturstudiums über etwas so Unspektakuläres wie dieses Gemäuer eine Präsentation halten kann?“, vermutete Kasia.

„Ganz genau.“

„Und du bist in die Luft gegangen, bist laut geworden und hast demjenigen vor allen Leuten dargelegt, wie ignorant er ist“, ergänzte Gwen.

„Ihr“, verbesserte ich. „Es war eine Sie.“

Kasia blieb so abrupt stehen, dass wir uns nach ihr umdrehen mussten. „Und Wieland hat dich vor allen in Schutz genommen, hat sich vor dich gestellt und dir recht gegeben!“

„Ach wo, er hat gelacht. Aber draußen hat er gesagt, mein Gutshaus sei ehrlicher als die drei Eifeltürme, die zwei Le Corbusiers und die siebzehn Bauhaus-Beispiele. Er war sich sicher, dass meine Ideen origineller sind als die der anderen, die nur ihre Lehrbücher wiederkäuen, und hat deshalb mich gefragt.“ Ich merkte, wie sich mein Mund zu einem dümmlichen Lächeln verzog.

Gwen schüttelte den Kopf. „Kaum zu glauben. Wirkte er auf den ersten Blick irgendwie anders?“

Ich rempelte sie beleidigt von der Seite an. „Er sah perfekt normal aus.“

Eine glatte Lüge. Als er mich hinter der Drehtür angesprochen hatte, war ich regelrecht zusammengezuckt.

„Ihr seid füreinander bestimmt!“ Kasias Stimme kletterte noch höher als sonst. Ich kannte niemanden, der sich so ehrlich mit anderen freuen konnte wie sie. „Wo trefft ihr euch? Bei ihm oder bei dir?“

„Wir werden in einem der Arbeitsräume der FH arbeiten. Ganz sicher wird er schon in den ersten drei Minuten feststellen, wie wenig Ahnung ich von Architektur habe, und sich einen anderen Partner suchen.“

„Das wird er ganz sicher *nicht*“, beharrte Kasia. „Und zwar weil er dich kennenlernen will.“

Doch warum sollte er? Ich war vielleicht nicht hässlich, doch schön war ich ganz sicher auch nicht. Nicht wie er.

Wir erreichten Gwens weißen BMW.

„Er ist die Liebe deines Lebens, ich weiß es“, Kasia hängte sich an meinen Arm. „Irgendwann wirst du zurücksehen und dich an meine Worte erinnern.“

„In deinem Leuchter sind alle Birnen durch.“

Hätte sie nur recht. Doch im tiefsten Inneren glaubte ich nicht daran. Typen wie er wählten nicht jemanden wie mich. Es würde allen gängigen Mustern widersprechen. Außerdem wäre es das erste große Glück in meinem Leben. Zu viel Glück also. Es wäre höchstens möglich, wenn es auch in ihm Defekte gebe, die von außen nicht ersichtlich waren. Defekte, die so groß waren wie meine, und die ihn für jede Andere unbrauchbar machen würden. Aber das war unwahrscheinlich.

Eine halbe Stunde später, hielten wir in einem Nachkriegsviertel von Bergedorf vor dem Klinkerbau, den ich mit Oma Thilde bewohnte, und stiegen die drei Stockwerke zu unserer nach Kochdüften riechenden Wohnung hinauf. Es gab Blumenkohlrahmsuppe, Kotelett, Rotkohl, Bratkartoffeln und anschließend Pflaumenkompott mit Grießknödeln. Als Beilagen zu allen Gängen Anstand und Ordnung.

Nach dem Essen, als Kasia und Gwen wieder gefahren waren und ich abgewaschen und gewischt hatte, stand ich im Bad und betrachtete mich im Spiegel.

Am auffälligsten an mir waren meine Haare. Sie waren dunkel, wild gelockt und hingen mir den Rücken hinunter. Meine Stirn war etwas zu tief, so dass ich oft grüblerisch wirkte, und mein Gesicht etwas zu grobknochig, um wirklich schön zu sein. Ich hatte schwere, leicht geschwollene Lider und dunkelbraune Augen. Vielleicht hatte mein zweiter Freund deshalb behauptet, mein Blick könne so ätzend sein wie Beize. Die meisten achteten eh eher auf meine Lippen. Sie waren so voll, dass Oma immer sagte, Lippenstift sei nichts für mich, er sähe bei mir ordinär aus.

Konnte ihm dieses Gesicht wirklich gefallen? Ich ging in mein Zimmer, setzte mich aufs Bett, sah in das dunkler werdende Grau hinter dem Fenster und wusste nicht genau, warum ich mich so trübsinnig fühlte. War es, weil meine Mutter nun nie mehr vor dieser Tür stehen würde – oder weil es so unwahrscheinlich war, dass Wieland es je tat? Ich merkte, wie ich wieder an den Wollrosen zupfte, die den weißen Bettüberwurf zierten, den Oma vor siebzehn Jahren für mich gehäkelt hatte.

Meine Mutter war Zeit meines Lebens der Inbegriff von Abwesenheit für mich gewesen. Durch sie habe ich früher als jeder andere nicht nur das Alleinsein, sondern auch die Einsamkeit kennenlernen müssen. Sie war es gewesen, die schon in meiner Kindheit eine Wand in mein Dasein gerissen hatte, um daraus zu entschwenden. Und sie hatte diese Wand auf der anderen Seite gleich wieder zugemauert, mich dahinter eingesperrt, um selbst frei zu sein. Es hatte Jahre gebraucht, bis ich irgendwann eine Tür in der Dunkelheit gefunden hatte, nur um jetzt dahinter über die Erdhaufen ihres offenen Grabes voller Ungelöstheiten zu stolpern. Erwartete sie wirklich, dass ich es jetzt, nach all der Zeit, noch zuschaukelte, es mit einer nostalgischen Gedenktafel versah und das Ganze anschließend mit Trauer bekränzte, wo ich mich kaum noch an sie erinnern konnte? Wenn ich an sie dachte, sah ich immer nur langes honigfarbenedes Haar; wahrscheinlich, weil sie kaum je da, sondern immer nur im Gehen begriffen gewesen war. Wenn sie sich ein liebevolles Gedenken erhofft hatte, hätte sie also besser beizeiten überlegen sollen, mit welchen Erinnerungen sie mich ausstattete.

Doch so verschwommen ihr Gesicht auch für mich blieb, desto deutlicher konnte ich das von Wieland vor mir sehen. Seine Züge standen so scharf umrissen und klar wie auf einem Foto vor mir.

Und an ihn wollte ich jetzt auch denken. Selbst an diesem Tag. Denn vielleicht – vielleicht – war er der Mensch, der meiner Einsamkeit ein Ende bereiten und dafür sorgen würde, dass alles gut wurde.

Es war das Jahr 2000, ich war vierundzwanzig Jahre alt und das Wiedersehen mit ihm, von dem mich achtunddreißig endlose Stunden trennten, schien mir wie eine Verabredung mit dem Schicksal. Damals zweifelte ich keinen Moment daran, dass alles gut, dass selbst das Hässliche schön werden musste, wenn er nur beschließen würde, mit mir zusammen zu sein. Weil er mich endlich von mir selbst erlösen würde. Denn dazu war die Liebe doch da.